



Die Heimat.

Der märkische Landreuter.

Von Gustav Melscher.

(Nachdruck verboten.)

Landreuter gilt es heutigen Tagen in unserer Mark nicht mehr. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts verschwanden die ersten derseit von der Rößlinger Linie dort waren die Landreutengesellschaften verfussten. Späteren und späteren Zeitstufen zeitigste jenseitige Besitztümern setzten sich die Landreuter aus Mitgliedern der markgräflichen Mannschaft zusammen. Daraus kann man wohl schließen, daß ihre Stellung eine recht einflußreiche gewesen sein muß, zum mindesten waren sie ansehnliche Leute. Man sah sie hoch zu Ross mit der Faust am Schwertknot. Anders wurde es mit ihrer Verfolgung, als sie sich nach dieser Periode aus lärmenden und reuegewandten Männern des Bürgertums des Kreises retteten, das zwar dem äußeren Ansehen nach zur Herabstufung ihrer Würde beitrug, innerlich aber an Wert gewann, nicht zum Schaden des Landes. Sie hatten eine eben so umfangreiche wie verantwortliche Stellung.

Wie schon der Name aneutet, bestand ihre Tätigkeit darin, das Land zu durchstreifen. Sie waren vom Berliner Hause unterstellt und mußten in dessen Namen durch die Dörfer, Städte und Märkte reisen, um auf die Sicherheit der Straßen und die Ruhe und Ordnung zu forspen. Sie haben darin etwas Ähnliches mit der Funktion unserer Polizeiorgane. Damit war aber ihre Tätigkeit keineswegs erfüllt. Sie hatten zu achten auf den guten Zustand der Straßen, Wege, Dämme, Brücken, Schleusen, Kanäle und Häfen, sowie sämtliche landesherrliche Gebäude, Steuern, Bäche, Säulen, Naturausleistungen und Regulierungen einzutreiben. Ferner hatten sie, um wachen darüber, daß das markgräfliche Domänenamt und die Marktbahnen nicht beschädigt würden, die landesherrlichen Erlöse, Mandate, Güter und Verdunstungen sowie diejenigen der Zentralbehörden in jämischen Niederlassungen seines Bezirks bewahrzuhalten. Man kann also hier schon erkennen, daß die Dienstbotenigen hinübergespielen zu den Tätigkeiten unseres heutigen Landrats, oder umgedeutet die Ansägen unseres heutigen Landrates, bei dem damaligen Landreuter zu suchen sind.

Was ein damaliger Landreuter zu leisten hatte, war durchaus nicht von geringem Wert. Grade ihnen verdanken wir auf Grund ihrer tiefen und gewissenhaften Aufzeichnungen sehr interessante geschichtliche Nachrichten über das politische Zustände seines Landes, über Sitten und Gebräuche, über die Landeskunst und -künste und Einschätzungen u. s. w. Der Landreuter sind und bleiben also auch nach dieser Rücksicht ein sehr interessanter Geschichtsschatz unseres damaligen märkischen Landes und Lebens.

Wurde ein solcher Landreuter vom Kurfürst befiehlt, so habe er außer einer feierlichen Eid abzuleisten. Er mußte seinem kürfürstlichen Herrn vorreden, getreu und gemessenhaft nach der sogenannten Landreuterordnung zu leben, teils ohne Aufsehen der Person die Justis auszuführen.

Wenn manchmal die Landreuter ihre Beugsnisse und die Anwendung der Maßnahmen an einzelnen Stellen und zu eifischen Zeiten den-

wohl überschreiten, so ist das eine manchliche Schwäche, die schließlich in jedem Berufe vorkommen könnte. Als von diesen Ungezießelheiten seitens des Kurfürsten Johann Georg erfuhr, erriet er unter dem 1. Juli 1597 „Landreuterordnung“. Es heißt darin: „Die Landreuter sollen ihre Werde haften und die Bauern durchaus mit Gütern nicht beschweren. Auch sollen sie, was sie über ihre leibgedachte Bevölzung an Horn, Geld, Hühner, Eier, Stroh, Garben, Heu, Korn, Fleisch, Seifengeld und dergleichen Zugänge ihnen eine Zeit herab angemahnt, von den Untertanen nicht mehr nehmen.“ Der Kurfürst setzte dann ganz genau fest, was sie an Gehaltszulage zu nehmen hätten. So sollten sie beispielhaft, wenn sie fünfzehntausend Schuhlängen einzutragen haben, nicht mehr als „einen Dreytafel“ nehmen. „Beginn der Zahlung, so sie unterwegs treiben, wann sie ihr Amt verrichten, sollen sie sich mit 1% argent auf die Miete genügen lassen.“

Bei den Bändnungen lösten sie den Schuhzumer nicht schriftlich die fahrende Säbe, damit er häufig die Feldarbeit und die sonstigen nothwendigen Handarbeiten und Gewerke tun könne und sich davon ernähren müßt, obwohl sie in den Städten so könnten vorhanden sein möchten, übernein oder gründene Männer auch abordnen.

Diese Landreuterordnung wurde im Jahre 1709 noch einmal durchgesetzt, revisiert und zu 82 Paragraphen erweitert. Aus dieser letzten Ordnung ist auch zu ersehen, die unglaubliche Größe der „Burrite“ eines jeden Landreuters. So zahlt der beispielswise zu der sogenannten Mistelmark seines Bezirks. Diese liehen: Telzon, Hohen Barnim, Niedern Barnim, Beetz, Mühlberg und Spandow.

Wollte ein Landreuter seinen Burrit trennen und gerechtsame Verfolgungen, so hatte er tatsächlich alle Hände voll zu tun. Durch die sich immer mehr und mehr verändernden Zeiten halfen nur dann jener Beipunkt ein, wo ein solcher Landreuter nicht mehr imstande war, seinen Burrit ordnungsgemäß zu betreuen. Es traten Umbildungen und Neuordnungen ein, bis dann nach und nach allmählich die Gestalt des Landreuters von der Rößlinger verschwand.

Märkische Städtebilder.

Von Karl Demmel.

(Nachdruck verboten.)

Gärtlein.

Zwischen Oder und Warthe wichtigste kleinsteinische Feststadt Gärtlein, genannt das Waller in den Reisebüchern daran vorbei.

Gärtlein weist eine lange Geschichte zu erzählen: Im Jahre 1328 soll Kaiser Ludwig die Stadt gebaut haben. Im Jahr anno 1352 hielt sich Markgraf Ludwig der Römer dort auf. Damals standen ja nur wenige Häuser in der Stadt und draußen vor dem Stadttore brüderliche Friedhofsläden.

Bon „Gostern“ ist in alten, vergessenen Büchern die Rede.

1396 taten die Rosenthaler ein frommes Werk, indem sie die St. Marien-Pfarrkirche neu

aufbauten. Ein Jahr später erhielt Gärtlein eigenständlich und erhielt der Ecke Jean von Wartenberg. Nach der deutschen Reformation hat sich um Gärtlein sehr verdient gemacht. 1417 war eine Streitigkeit zwischen den „Kiefern“ und der Bürgerschaft ausgebrochen. Und diese drohte sich wegen der „Kiefern“. Doch Alexander Machwitz, der Vogt der Neumark schützte den Habsburg wieder. Es ist auch davon die Rede, daß an dem Berg „Mölling“ Wein angebaut wurde.

Der Chronik spricht von einer solchen „Perwaltshofung“ der Stadt, daß sie 1491 bis an die Kirche niedergebrannte. Da hatte der damalige Kurfürst ein Einschrein und erließ der Stadt den Tribut, obgleich dieser nur wenige „Stadt Großden“ betrug.

Markgraf Johannes richtete dann die Stadt zu seiner Residenz her und ließ sie sogar von einem italienischen Baumeister befestigen, der nach „Meister Manner“ genannt wurde. Erst waren nur Erdwälle darum her. Dann aber kam „Meister Manner“. Die Brustwehren majaßen 1516 „Werftwälle“ her. So wurden fast alle Einwohner zu den Befestigungsarbeiten herangezogen. Sie stiftete darüber hinaus einen Friedhof. Im Jahre 1550 machte die familiäre Leinwand die Stützmauer an aus dem böhmisch-sächsischen Kreise an dem Gärtiner Wall, jeder acht Tage lange arbeiten, und die Bauern von jeder Seite zwei Scheffel Dosef für die bei dem Belagerungswaffe gebrauchten Werde mit bringen, so sehr auch der Bischof Georg gegen so unerhörliche Revierungen und Eingriffe in die Gerechtsame des Bischofschafts protestierte.“

Als Belegung kam da ein Gartekapitänus mit 60 „Leibwächtern“ hinzu. Diese Leibwache wurde jeweils für ein Jahr gemietet.

Die Reformation fiel 1534 ihrer Eingang in die Reformationstadt. Markgraf Johannes empfing in Gärtlein das erste Mal öffentlich das Abendmahl in neuer Form. – 1572 wurde der Rathausbau begonnen, der sich immer noch fortwährend, 1758 waren auch die Russen vor Gärtlein und bombardieren es heftig. Dieser heftigste war Oberst von Angerstieben, der „wohl verworodianten“ Pfeilung“ am 1. November 1806 ohne Schwerterstreich und Aufrücker einen französischen Reiterverband überwarf. Da sahen denn auch die Franzosen bis 1814 darin.

Gärtlein war es auch, das dem jungen Kronprinzen Friedrich, seineszeitliche Prinzessin auf ersegte. Er lag als Gefangener in diesen Mauern und mußte sehen, wie sein Freund Kattner am 6. November 1790bleich zum Schafott schickte. Gott war der Wille des Königs.

Drei Kirchen zieren die kleine Stadt, die neuigierig in die Vorläufe gehenden der Markgräfler. Hier ist noch die Häufigkeit märkischer Kleinstadtart. Trauliche Gassen, in denen Ruh und Gedörgen rein ist. Theodor Fontane könnte um die Geschichte der Stadt herum ein ferniges märkisches Heimatland getrieben haben.

Schmett.

Gärtlein sahen die „Siedlung“ im Lande, wo heute die Stadt Schwedt ihre Rinnen in die Woffen reicht. An alten Büchern heißt sie „Sülfleissorane“. Und als 934 der Sachsenheros Hermann Bissing gegen die Mauern anstürmte,

wären die Wenden, die hierin sahen, bald überwunden worden. Im Kampfe vor den Toren unterlagen aber die Sachsen und zogen sich ab. Da kam aber wieder der Hohenstaufen zu einem neuen Recht. Von einer alten, wendischen Siedlung ist auch einmal ein Recht. Von einer alten, wendischen Siedlung ist auch einmal ein Recht. Auch die Sachsen machten Schwedt mit vielen seiner Freunde — zu den „Herrn“ — und die neuärmelischen Freudenlosen aus, aus dieser Siedlung. Auch die Sachsen machten Schwedt in manchen Kriegen zu schaffen. Als Münzert, der eine wichtige Rolle im Mittelalter spielte, hatte er den Namen „Moneio Buetens.“

1321 hatte Herzog Heinrich von Mecklenburg sich die Stadt erobert, die durch die Mönche frisch von sich machen mochte. Dann kam Friedrich IV. von Altenburg in die Stadt und schaffte die Ordnung. Es leben noch aus diesen Jahren die Worte eines Beichtvaters: „So guten Freuden hatte der Burggraf dem Lande verschafft, wie seitiges ihm seit Kaiser Karls IV. Seiten nicht mehr geholfen hätte; daher man es als eine blonde Schädigung der Gnade des Allmächtigen wisse.“

Aber wieder war es dann Pommern, das Brandenburg Schwedt freiheit machte. Doch der Markgraf eroberte sich die Stadt durch die nächtige Stille eines Müllers zurück. In welcher Form diese Stille war, ist leider nicht bekannt geworden.

Auch die Pest hat Schwedt nicht verlassen. Ebenso traten auch die Hünfsten darunter ihr Spiel.

Sodann wurde das Geschlecht der Grafen von Hohenstaufen Herrschaften über Schwedt bestimmt. Da war es dann wieder Friedrich von Greifensee, der die Hölle des „Steingroßes“ beunruhigte, doch abgeworfen wurde. In all diesen Jahren war das Stadthaus durch die Müh des Krieges verarmt.

1668 kam es dann an den Markgrafen Siegmund von Brandenburg, der die Stadt der Übermacht einverlebte.

Zum dreihundzäigjährigen Kriege hatte Gustav Adolf von Schwedt bei Schwedt sein Versteck, letztes Lager. Ulrichs Festung sollte an jedem Tag die Bewohner des Schwedt gewinnen, doch kein Hohen war bereitwillig. Dann kamen sie sich auf und ließen die Städte wieder zurück. Denkhardt von Beberfelder. Als sie Schwedt besetzt hatten, nahmen sie den Bürgermeister fest, den sie nur für einen hohen Kontrabandier hielten.

Kaisertreue und Schwedt, die Kriegsgegner wechselten sich in der Herrschaft, dann wieder Schwedt. Hohenstadt hatte die Stadt dann mit etwa 1500 Bürgern. Soft also Säuber sofern in Trümmer. Aufstehen die Stadt dann wieder unter der Herrschaft der Fürst Dorothea.

Ende der Schlacht bei Jena-Bautzen waren auch die Freuden in Schwedt, Markgraf Heinrich machte Schwedt in dem „Ruhigen Shidder“ an der Oder. Das „Ganotte Zeitalter“ hatte hier entzündliche Stunden zu verzeichnen. Dämmerungen, Gartenfesten, Theater usw. waren im Schloss „Montauft“ an der Tagessordnung.

Jahrmärkttag am 18. Oktober 1806. Eine Kutsche rollt durch das Stettiner Tor. Königin Luisa mit ihren Kindern auf der Rücken nach Tübingen. Und hinterher kamen dann da. Da waren.

Im Dezember 1808 ritt auch Schill von Schwedt, 60 Feuerdrähte schoben über die Dächer der Oberstadt. Auch die Chöpfer hörte sich manches Odeur. Und dann kamen die Trümmer des Hohenstaufendreiecks des Napoleon auf ihrem Rücken her von Russland nach Schwedt. Man hörte nicht, man hofft durch erkoren Grenadiere.

Freudlich ist das Gesicht der Stadt mit seinem Schloß, an der Oder gelegen. Werden machen die grauen Straßen heimisch. Manchmal noch Stadtmusikreiche.

Schwedts Stadgeschichte; da ließen sich Blinde erzählen.

Durch neuärmelischen Wald.

(Nachdruck verboten.)

Am frühen Morgen bei leichtem Sonnenchein hat mich ein Wagen nach Breitenbrück

gefahren. Recht lost war es schon, aber die Freude, den lieben Wald zu stossen, wärmt dagegen. Der Frühling erwähnt vor seiner Saison und Kriegszeit. Er war auf Wühl mit vielen seiner Freunde — zu den „Herrn“ — und die neuärmelischen Freudenlosen aus, aus dieser Siedlung. Auch die Sachsen machten Schwedt in manchen Kriegen zu schaffen. Als Münzert, der eine wichtige Rolle im Mittelalter spielte,

hatte er den Namen „Moneio Buetens.“

1321 hatte Herzog Heinrich von Mecklenburg sich die Stadt erobert, die durch die Mönche frisch von sich machen mochte. Dann kam Friedrich IV. von Altenburg in die Stadt und schaffte die Ordnung. Es leben noch aus diesen Jahren die Worte eines Beichtvaters: „So guten Freuden hatte der Burggraf dem Lande verschafft, wie seitiges ihm seit Kaiser Karls IV. Seiten nicht mehr geholfen hätte; daher man es als eine blonde Schädigung der Gnade des Allmächtigen wisse.“

Aber wieder war es dann Pommern, das Brandenburg Schwedt freiheit machte. Doch der Markgraf eroberte sich die Stadt durch die nächtige Stille eines Müllers zurück. In welcher Form diese Stille war, ist leider nicht bekannt geworden.

Auch die Pest hat Schwedt nicht verlassen. Ebenso traten auch die Hünfsten darunter ihr Spiel.

Sodann wurde das Geschlecht der Grafen von Hohenstaufen Herrschaften über Schwedt bestimmt. Da war es dann wieder Friedrich von Greifensee, der die Hölle des „Steingroßes“ beunruhigte, doch abgeworfen wurde. In all diesen Jahren war das Stadthaus durch die Müh des Krieges verarmt.

1668 kam es dann an den Markgrafen Siegmund von Brandenburg, der die Stadt der Übermacht einverlebte.

Zum dreihundzäigjährigen Kriege hatte Gustav Adolf von Schwedt bei Schwedt sein Versteck, letztes Lager. Ulrichs Festung sollte an jedem Tag die Bewohner des Schwedt gewinnen, doch kein Hohen war bereitwillig. Dann kamen sie sich auf und ließen die Städte wieder zurück. Denkhardt von Beberfelder. Als sie Schwedt besetzt hatten, nahmen sie den Bürgermeister fest, den sie nur für einen hohen Kontrabandier hielten.

Kaisertreue und Schwedt, die Kriegsgegner wechselten sich in der Herrschaft, dann wieder Schwedt. Hohenstadt hatte die Stadt dann mit etwa 1500 Bürgern. Soft also Säuber sofern in Trümmer. Aufstehen die Stadt dann wieder unter der Herrschaft der Fürst Dorothea.

Ende der Schlacht bei Jena-Bautzen waren auch die Freuden in Schwedt, Markgraf Heinrich machte Schwedt in dem „Ruhigen Shidder“ an der Oder. Das „Ganotte Zeitalter“ hatte hier entzündliche Stunden zu verzeichnen. Dämmerungen, Gartenfesten, Theater usw. waren im Schloss „Montauft“ an der Tagessordnung.

Jahrmärkttag am 18. Oktober 1806. Eine Kutsche rollt durch das Stettiner Tor. Königin Luisa mit ihren Kindern auf der Rücken nach Tübingen. Und hinterher kamen dann da. Da waren.

Im Dezember 1808 ritt auch Schill von Schwedt, 60 Feuerdrähte schoben über die Dächer der Oberstadt. Auch die Chöpfer hörte sich manches Odeur. Und dann kamen die Trümmer des Hohenstaufendreiecks des Napoleon auf ihrem Rücken her von Russland nach Schwedt. Man hörte nicht, man hofft durch erkoren Grenadiere.

Freudlich ist das Gesicht der Stadt mit seinem Schloß, an der Oder gelegen. Werden machen die grauen Straßen heimisch. Manchmal noch Stadtmusikreiche.

Schwedts Stadgeschichte; da ließen sich Blinde erzählen.

ich fest entschlossen, keinen Rund zu halten über das Schütze; aber es ist gewöhnlich menschenfeindlicher, wenn ich meine Erfahrungen begünstige, um das Publikum zu warnen vor dem Aufpasser mit dem eintönigen grünen Wald, vor der Bange mit den hellen Augen und dem guten Gedächtnis. Sie begann also:

„Ich kenne auf meinem Wege jeden Baum, jeden Stein und manche Veränderung habe ich, wie ich sehe erlebt. Nicht immer führen, wie jetzt gebene Wege durch den Wald. Ich kann mich noch gar wohl auf jene Seiten befreien, wo der weit vorne eine kleine neinige Wehens war, die ein Menschenkind nie mit Wohlstand und Glück, und die ein Kindergarten voller schöner Seiten belam. Aber manchmal einen Menschen zu sehen. Höchstens einmal einen, die alte schwärze Kleid, um Kräuter und Beeren für ihre Laubentänze zu suchen. Monate vergingen oft, ohne daß die Tiere des Waldes durch den Schritt eines Menschen aus ihrer Ruhe gestört wurden.“

Esmal des Nachts, das ist über schon sehr lange her, da hörte ich ein fremdes wilder Kriegsmann durch das Gebüsch. Er führte ein schwertloses, abgesagertes Bleid am Zahe. Sicherlich war der Mann, durch Denkhardt verführt, von seinem Trost abgelenkt und hatte sich in dem großen fremden Waldern verirrt. Er erquälte sich und sein Bleid und zog noch mehr blinder Reist wieder von damen, nachdem ihm die aufsuchende Sonne den Weg gewiesen hatte.

Später kamen dann für mich bewegtere Seiten, die Menschen begannen den Wald zu rüsten, es wurden Straßen gebaut, man legte Wälle an und es war lustig, obseit Tage das Gefüller der Männer zu hören und sich mit den Wühlknäppen zu legen. Damals passierte eine kuriose Geschichte: Es kam nun fast 200 Jahre her, da sah ich oft das Mädelers hänen. Ein Abend durch den Wald hörte ich einen Schrei. Ach, es kam auf die Höhe des bedenken, sich oft auf einem großen, beworfenen Stein niedersetzen, so daß ich beim Niedersitzen die hübschen, innigen Gesichter sehen konnte, wie sie einzeln verläßt und vorjos aufblieben. Aber ich sah und gar bald, daß hinter Gesetze des alten Waldknäpfe, lauernd, der auch den blonden Mädelstein holt war. Dieses ging ihm aber genau aus dem Wege, denn man mußte in der Gegend außer über die Bergangaben des häblichen, unheimlichen Waldes. An einem warmen Abend, als der Waldsonn durch die Zweige blieb, hörte das junge Paar wieder lange auf dem großen Stein gesessen und es waren Blume, rosige, lilaige Blumen für eine gemeinsame Blumengesellschaft worden. Wie der Wald dann weiter bestimmt geblieben ist bis an den See herunter und als der Wühlknäppe seinen kleinen Kahn befehlen wollte, wurde er von einer zarten Faust geschlagen und in das Wasser getrieben, welche gerade an dieser Stelle zu ließ ist, daß die Leiche niemals gefunden wurde. Das Mädel aber kam jeden Abend, setzte sich auf den großen Stein, blieb und sang die Hände und hinter ihr lauernd immer der Waldknäpp im Gebüsch.

So ging es Jahr um Jahr und noch lebt siech manchmal in Böhmendorf die schöne Mädelstochter auf den Steine lägen und dann schleift auch durch das Ufergetriebe die prägnen gebüße Geftalt des alten, bösen Waldes.

Dies koste das Geplänter der Bunge, um gleich darauf mindestens drei Tage zu benötigen. Nicht ist ihr nicht eine heilige Zeit gekommen, als die Menschen vorwärtszogen, rode, gläckliche Menschen, aber auch einzig traurige. Manches Geplänter habe ich schon berührt, manches Geheimnis. Erst vor wenigen Tagen sog eine muntere Geftalt vorüber, Herren und Damen, alte und junge Menschenkinder gelassen hinunter den anderen aufzuflocken. Sie pfiffstetlbum und schwärmten sich an und schwören nicht auf die schrille Stimme einer gütigen Tanz, die oft nach ihnen rief und dann — ich habe es genau gesehen, obgleich ich mich hinter Buchengesträuch versteckt hielt — dann haben sie sich gefasst

und nochmals hörte an des Waldhöfens Hand ein goldener Reif.

Wie könnte ich noch erzählen von sonnigen, wundersamen Sommertagen, von dunklen Nächten, wenn die Kirche mit ihrem Schel mit einem schauerlichen Echo erwecken, von Heiligtümern, in denen der wilde Löwe mit unheimlichem Flehen und Säulen durch die Baumwipfel herstrotzt. Dertlich ist es aber, wenn nach Regen und Sturm der Winter eingezogen ist und schneidend eine weiße, weiße Ebbe über den Hohen Wald gebreitet hat, noch schöner, wenn Zweige und Gräber im Rauhreif prangen. Dann kostet ich den Atem an, um die Märchenpracht nicht zu verlieren! —

Ich hatte mit meinen weiteren Lügen dagegen und zwischen Schlaf und Wachen dem munteren Geschauder gelauscht. Jetzt hörte ein heiterer Windstob durch die Zweige, der die Unterhaltung fröhligend beendete. Ein Blitzen auf die Uhr bestätigte mich, daß ich viel zu lange gesessen hatte und ich mußte mich nun im Marstempel auf den Weg machen zur Station. So, wie ich mit dem Zug auf in ein Schloß einkam, kann leicht den Zug verlaufen. Dies mag anderen Touristen zur Warnung dienen:

Die Hölle.

(Rathskrug verboten.)

Wenn ich die treuenhafte Peter aufhöre, dann würde mit mir „zur Höle zu laufen“, so würde ich wohl nicht nur ein unglaubliches Lüchon bekommen, sondern auch mit meinem Vorhaben ganz allein dasseinen. Und doch ist die Fahrt leicht und mir wenig Kosten ausstehbar. Wir brauchen uns nur auf die „Festung Weimar“ zu begeben, um dort aussteigen zu lassen und der Station Tempehl aufzutreffen. Schön von Bahnhof, aus können wir die „Hölle“ sehen. Von der Eisenbahnabfahrt entfernt, saugen wir die frische Landluft ein und lassen unsere Blicke nach Süden schweifen. Da fällt uns im Vorhergrunde eine zerstörte Siegelsel auf, und direkt daneben erblicken wir ein helles Waldchen. Dieses Waldchen führt der wenig anscheinende Name „die Hölle“. In einigen Minuten erreichen wir auf einem Feldweg den in der Nähe der Kürziger Straße liegenden Kieseln- und Blechhain. Auf dem Mose lagernd, strecken unsere Augen über das Dorf Tempehl hinweg zum Buchwald, und unter Gedanken geben in die grüne Vorzeit zwiel.

Wunderbares Land! Radelwald heißt vielleicht meistens das Land. Nur die alte Handestraße Frankfurt—Kleven—Biebereich—Schernfels—Weimar, die sogenannte Bodenstraße führt hindurch, in dem wir sind. Es war einmal kein Gott geweiht, und von den umliegenden Dörfern kamen die Bewohner hierher um ihrem Gottes Opfer zu bringen, und ihre religiösen Gelehrten abzuhängen. Sie ließen sich auch durch nicht hören, als um das Jahr 1000 das Christentum in diesem Lande Eingang fand. Als das den christlichen Priester zu Ehren kam, verboten sie zunächst die Teilnahme an den heimischen Gottesdiensten. Um ihrem Verbot mehr Nachdruck zu geben, werden sie hinzugefügt haben, daß nicht nur jeder Leitnehmer der Gottesdienste, sondern auch jeder Besucher des Waldhöfens in die Höle käme. Als dann das Heidentum immer mehr zurückging, verlor zwar das Verbot seine Bedeutung; die Drohung „Dann kommt du in die Höle!“ blieb aber noch bestehen. Schließlich Abertura des Radelwalds und das Wort „Hölle“ auf das Waldchen selbst.

An der „Hölle“ soll auch noch ein Schob vergraben sein. Als 1813 die Franzosen zerstörten, brannte und zerstörte aus Rücksicht auf zukünftige Belastungen die Abteilungen bei dem Dorfe Tempehl auf. Dabei fielen sie eine Kriegsschule in das Waldchen gebracht haben. Der damalige Gemeindeschulmeister P. A. Wolff stellte sich, so wird erzählt, mit zwei Bären in die Käse verhängt, weil er glaubte, sie sei nur ungenutzt bewahrt. Die Bären sprechen aber im letzten Augenblick wahr, und so unterblieb das Unternehmen.

O. Lieblich.

Ein aussterbender Baum.

Von Herm. Holm.

Einer unserer schönsten Waldbäume, die aussterbende Eibe ist in Aussterben, ihre Tage sind gezählt. Das sie früher händer in den Waldern gewachsen sein muss, ergibt sich aus mancherlei Anzeichen. Das sie aus dem Walde immer mehr verschwinden muss, wird bedingt durch ihre geringe Anpassungsfähigkeit an die moderne Forstwirtschaft. Das langsam Wachstum verträgt sich nicht mit dem Betreiben des Forstes, schnell stehende Erosion seiner Vermehrungen zu sehen. So nimmt die Forstwirtschaft trog des außerordentlich wertvollen harten Holzes der Eibe kaum Anstoß, diesen hundert Jahre zu pflegen. Die natürliche Verbreitung und Vermehrung der Pflanze läuft auch viel zu langsam ab. Weit sieht man nur ältere Eiben im Walde, selten ist ein jüngeres Exemplar zu finden, das nicht etwa besonders angezaut und gegen Wildverbiss gesichert gehalten wäre. Im Aengarten auf der Höhe, bei Tempehl, alwo auf einem Raum von einigen Hektaren noch mehrere hundert ansehnliche Eibenbäume vorhanden sind, deren achtbares Alter auf etwa 800 Jahre geschätzt wird, ist, wie Dr. Müller nachweist, kein einziges jüngeres Exemplar vorhanden. Die gelegentlich auftretenden Keimlinge verschwinden recht bald wieder. Als Ursache, daß eine bei uns einheimische Pflanze sich nicht mehr vorzuhängen vermag, kommen verschiedene annehmen: Zunächst sind die weiblichen Bäume steriler, als die männlichen, die Menge des produzierten Samens ist deshalb nicht bedeutend. Die Brut wird von den Drosselfen verzehrt, welche das Samenkorn unverdaut wieder geben. Dieses Samenkorn ist nun eine Liebhabungsstelle der Maus. Rote und Graue Mausen sind die Keimlinge mit großer Vorliebe. Diese beiden Wildarten haben sich gegen jüngere Jahrgänge aber ganz besonders stark vermehrt, und sind nun in den modernen Forstwalde nicht das reichtliche Futter, wie früher im Naturwald, und so sind die Eibenkeimlinge der Gefahr beauftragt, überlebt.

Im Thüringer Wald sind auch einige kleine Bestände von Eibenbäumen anzutreffen. Ein solcher befindet sich bei Marienberg auf dem Berolsberg, darunter ein einschläfernder Baum von beträchtlichem Umfang und großer Schönheit. Unweit Marienburgs, zum Oste Patersel abgehend, sollte sich, wie vor etlichen Jahren Zeitungsberichten erzählten, ein Eibenwaldchen von annähernd 25 Tausend Bäumen befinden; ein Teil dieser Bäume sollte 200- bis 500jährig sein. Ein Forsther, der auf Grund dieser Meldeungen den Berland aufsuchte, erlebte große Enttäuschung. Der erwartete Urwald machte einen sehr bedauerlichen Eindruck. Es handelt sich um eine kleine Waldfläche (etwa 30 Hektar), die von mooriger Niederoberung zu einem Hügelranden emporsteigt, von dessen Flanken allenthalben dämmbende Bachlein herabströmen. Solche Standorte liebt die Eibe besonders, und deshalb gebiegt sie auch hier zu ziemlich auffälligen Exemplaren, die mit ihrer volkswärmenden, glänzenden Schuppenkrone und den oft eisig verhangenen, schwülheißen Stämmen, umhüllt von einer bald sonstigen zerstörten, bald ungemein dichten dunklen Radelwand, sofort auf die Aufmerksamkeit des Radelbantlers auf sich ziehen, auch wenn er es nicht entdeckt hat, daß dieser seltsame Radelwald rote Beeren trägt, die, wie der Schmid eines Weinhändlernames, im schweren Grün eingebettet, helllich leuchten. Die Bäume sind zwischen zahlreiche alte Fichten, Buchen, Tücher und Ahorne, meist nur in kleinen Gruppen und immerhin so zerstreut eingelagert, daß man es nur schwer bloßmachen mag, auf einem halben Quadratkilometer 2500 Eiben vor sich zu haben. Sebenfalls kann von einem Eichenwald keine Rede sein, höchstens von einem dieser Bäume. Über den Enden, den der Forsther beim Besuch dieses Gebietes empfand, schreibt er: „Es war ein melanochristliches Stück Land, das wir da sagen; so traurig wie der aus einigen Däfern beherrschende Weißer Patersel, der sich unmittelbar an den Wald lehnt. Die Waldränder flammten mit feurigen Beeren, die Radelrebe hatte ihre han-

igen Schöpfchen direkt über das Zungels gezwungen, mächtige Alsterferne waren vergißwürdig das hohe Gras und die moosüberwachsenen Bullen vornehmlich Baumstämme gefunden. An vielen Stellen letzte mächtige Eichen einwurz, in Dictichen ließen Bärlappe zwischen dichten Lärchen und domänenfreien Gräben, in denen mächtige Riegelalpen leben. In solcher Umgebung wirkt der urmäßliche Totenwald unserer Vorväter doppelt düster und wenig anmutend. Eingeschlossen von weitausbreitenden Mooren, konnte sich dieser Hain leicht erhalten, und da fast als älter Eibenwald obneßt seien, jetzt verlosen sind, braucht der Kreislauf des Naturzuges nicht zu hängen um die Erhaltung dieses etwas trübeligen Naturdenkmals, sogar dann, wenn nicht der bayerische Staat seine schätzende Hand darüber gebrüdet hätte.“

Hier und da hat man die Eibe bereits unter Naturschutz gestellt; solches sollte aber allzuviel gehabt haben, damit die wenige vorhandene Verhälde der Nachwelt erhalten bleiben.

Herbststruh.

Stütze von Karl Will.

(Nadbrun verboten.)

Die Blumen und die Bäume und die grünen Blätter haben nun Abschied genommen vom Sommer. Die einen sinken in das Gras, die anderen ziehen fort, weit fort, irgendwohin, wo die Sonne wärmer scheint, als im kalten Norden. Und eine große Einsamkeit ist zurückgeblieben, eine tröstende, unheimliche Leere, die von den toten Bäumen kommt und von den graugrünen abgeblühten Wiesen und den schwarzbraunen Feldern.

Unten aber im Radelwald, wo der lede Mahlennquell noch eben lustig fließt wie ehedem, und die Wälder genau so klappert wie in Sommertagen, und die himmelstürmenden Bäume immer noch das gleiche Lied singen, als wäre es Herbst oder Winter oder sonst eine andere Jahreszeit, da ist noch ein Stütz Sommer übriggeblieben. Ein klein wenig nur, in winzigen Bauernrinnen, in denen noch ein paar abgeblühte Schwäbchen sitzen, weil sie vergraben haben, daß hinter den Bergen bereits der Herbst sein Regiment angetreten hat, und unter dem Fenster, wo ein Rötenstock steht und nun noch einmal seine Blütenpracht anstößt.

Und an dem wenigen ergibt er sich der Wenig noch einmal mehr, als er sich im Sommer getan hat, da alles in Höle und Hölle vorhanden war. Es erkennt ihn viel mehr, die leise blaue Rose und die milde Schmalwe. Einst bei dieser Rosen und den milden auch vielleicht darüber nach, daß es eine Mahnung sein könnte, das leise Blüthen. Doch es sagen könnte: „Sieh, auch zu Dir kommt einmal ein Herbst, der Herbst des Lebens.“ Fürchte ihn nicht, er hat oft noch Blüten, und diese Blüten sind oft viel schöner, als Sommer- und Maienblüten.“ Das wäre so ein Lebensabend, voller Blumen und Gefang, und nicht einsam und gedankenswerter.

Aus vergangenen Tagen.

Ein altes Edict aus dem Jahre 1739

übermittelte ein Neumärker dem „Freiburger Kreisbailli“. Es handelt sich um einen Alt-Bitteschein geprägten Datumsbalken, welcher besonders reich mit den verschiedensten Initialem gezeichnet ist und folgendermaßen lautet:

EDICT. Das die Dienste u. CONCERNENTEN gegen die TERRORS u. a. CONCERNENTEN gehabte, sich untertheilte, Leute aufzunehmen, um abzuhauen und abgedrohenden Sachen Seiner Königlichen Majestät immobilen Memorialien zu übertragen oder auch in andern Nutzis und Gnaden-Sachen durch Soldaten übergeben zu lassen, ohne alle Gnade und Barbare, mit einem Sunde an der Seiten, aufgehängen werden sollen, und daß dieses Edict auf Tage nach befehle-

er publication seinen Anfang nehmen sollte.
r. A. Berlin, den 16. November 1739.
E. T. R. N. Gedacht bei dem Königl. Preuß. Kommerzials. Regierung-Buchdrucker Johann Bübner. W. F. Friedrich Wilhelm, von Großherzog von Brandenburg, Prinzessin Margareta zu Brandenburg, des Herz. Königl. Reichs Erbgärtner und Thurnfürst, Souverainer Prinzen von Oranien, Reichsgraf und Balangin zu Gelnhausen, zu Magdeburg, Cleve, Jülich, Berg, Bonn, der Grafen und Wenden, zu Melle, zu Medleburg, auch in Schlesien und Wenden, zu Mecklenburg, auch in Schlesien, zu Crotzenberg, Herzog von Bremen, Fürst zu Oldenburg, Lüneburg, Camin, Wenden, Schwerin, Roseburg, Ost-Friesland und Meuns, Graf zu Hohenholzen, Ruppin, der Mark, Ravensburg, Hohenstein, Tecklenburg, Lingen, Schwerin, Witten und Lebden, Herr zu Ravenstein, der Lande Rothen, Stargardt, Lauenburg, Birken, Uelzen und Breda, &c. &c. Fliegen hiermit Wünsche zu wissen: daß die Fliege zwar durch verschiedene Edicta Unserer allernächstigen Willens-Meunung wegen Abstellung der an Uns immediate einlaufenden Memorialien deutlich erklärt, auch noch in spezie jüngstes auf alle Regierungen und andere Justis-Collegia schriftliche Ordre dahin ergehen lassen, daß niemand sich unterstellen solle durch Soldaten einiges Memorial in Justis und Gnaden-Sachen an Uns zu bringen oder gelangen zu lassen. Weil Wir aber, diesem obngeachtet, wahrnehmen müssen, daß wir eines theils noch immer mit ungünstigen Memorialien belästigt sind, und durch die Advocate, Procuratoren und anderer Concipienten Aufhebung, Uns mehrheitlich alle abgehängten Sachen vorgetragen worden: Anderertheils, eben diese Leute sich der Soldaten bedienen, um die von ihnen verfertigte Memorialien an Uns zu bringen; So haben Wir Uns endlich genöthigt gefunden, daß wir auf die Hand zu nehmen, und diemel Unwesen abzuheben, auch daher aus eigener allerhöchster Begebung, daß die behobene Cabinets-Ordre vom 15en Junius, allernächst verordnet, daß dieselbe Advocate, Procuratoren, und andere dergleichen Leute und Concipienten, welche sich unterstellen andere Leute aufzuweisen, und in getrennten und abgedrohten Sachen an Uns immediate Memorialien zu übergeben, oder durch Soldaten Uns, es sei denn, über Gnaden-Sachen Memorialien einzutragen zu lassen. Wir lassen dann einen solchen Advocate, oder Procurator, oder auch den Concipienten eines solchen Memorialien, ohne alle Gnade und Bardon aufhängen, und zu mehrem Abschuss, geben ihm einen Hund hängen lassen wollen. Wir befiehren demnach allen und jeden, sich davor zu hüten, oder dergleichen Strafe unausbleiblich zu geworüthen; Und soll dieses Edict alle drei Monate von den Kirch-Thüren abgesehen werden, und acht Tage nach beobehener publication seiner Anfang nehmen. Unchristlich unter unscher eigenkostümigsten Unterstrich und ungedruckten Königl. Im-Siegel. Gegeben Berlin, den 16. November 1739. Fr. Wilhelm. P. S. S. v. Coceji.

Husgrabungen.

Son lang beobachtete das Berliner Museum aus einer Untersuchung des großen Höfts auf der eine Ausführung des großen Höfts auf der Ober- oder Unterkirche. Seit die Arbeit zur Ausführung gekommen. Am 4. Oktober begann die Grabung unter Leitung des bekannten Forstlers, Prof. Dr. A. Goebe von der Brühlschen Auseinandersetzung über den genannten Museums mit Hilfe seines Unterhüters durch den Brühlschen W. G. Gienau aus Frankfurt a. O. Bis zum 18. Oktober arbeiteten 10 für die Vorgesichtshörung beauftragte Frankfurter Gymnasiasten mit Bude, Spaten und Schaufel. Es war ein hartes Werk, denn jedem Spanischen mußte der Schlag der Bude vorangehen und über 1500 z. recht große Steine müssen herausgeworfen werden. Alth ist das Mühen, herzlich der Lob! in unserem Feste wohl für die Forstlung, nicht aber — leider — für das Museum, denn die Beurtheilung, das der Hügel ein Grab habe gefest und als solches einer der Stein-Beim, Bronzezeit, also etwa dem 3. bis 2. Jahrhundert vor Chr. angehören möchte, traf nicht zu. Es handelt sich nach den Scherbenfundn. von

gesagten herrschend um ein mittelalterliches, in einem freien Gelände errichtetes Erdwerk, von dem es nicht ausgeholt ist, es ist mit bereits früher als mittelalterlich ermittelten weiteren Erdwällen (Siegeln) zur Sicherung des Hüttenganges nach Lebus von Osten her, bzw. zur Sicherung der alten Straße Lebus nach Gießen diente. Den maßgebenden Scherben nach, unter denen sich auch ein braun glasierter Scherben befindet, dürfte das Erdwerk etwa in die Wende des 13. Jahrhunderts nach Chr. errichtet sein, da das glasierte Scherben schon auf das 14. Jahrhundert hinweist.

Das Dokument in der Archivkunst.
Bei den Zustandsbeschreibungen der Kirchbüros im Jahr 1736 wurde in der Kuppel der Kirchbüroms ein von Herrn von Marion geschriebenes Dokument mit wichtigen Nachrichten aus der damaligen Zeit gefunden. So ist z. B. in Aschaffenburg im Jahre 1731 das Ober einer Feuerbrunnen gewesen. Nachdem eine Abfahrt von der Urkunde fertiggestellt worden war, wurde sie wieder der Kuppel einverlebt.

Kleine Blätter.

Ein neues märkisches Heimatmuseum.

Frankfurt a. O. hat jetzt ein eigenes Heimatmuseum eröffnet, über dessen Einrichtung Konrad Strauß im „Kunstwanderer“ berichtet. Schön im Jahre 1905 hatte Herr M. Gienau sein schönes Haus der Museumsgründung zur Verfügung gestellt, doch ist das hier eingerichtete Museum erst jetzt in seiner Kunst- und Kulturgeschichtlichen Mithilfe wirklich ausgezeichnet worden. Es birgt nunmehr eine ungeahnte Reihe altmärkischer Kunst. Das Haus selbst, in dem das Museum untergebracht ist, ein prächtiger Bau aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, beläßt in seinen Räumen und Stuben wahre Meisterwerke alter Tischlerei, und die alten Kadeläfen sind Zeugnisse des ehemals so hoch entwickelten Frankfurter Handwerks; auch in seiner Außenform weist der Bau sehr geschmackvolle Architekturformen auf. Was die einzelnen Räume anbelangt, so enthält das „Biedermeierzimmer“ häuslich Möbel und Kleinkunst der Zeit von 1820 bis 1840, das „Rötelzimmers“ Möbel des Rötel und der Zeit um 1800. Im „Münzzimmer“ hat die gut geordnete Münzsammlung des historischen Vereins Aufstellung gefunden. Das „Frankfurter Dichterzimmer“ birgt das Schreibpult Ernst von Widensbrucks, außerdem seine kleine Stubuh im Empirestil, ein Geschenk von Widensbruck's Freund, dem Frankfurter Uhrmacher Falter, dem zu Ehren er sein „Dichter Falter“ schrieb. Augenfällig finden sich in Vitrinen Erstaugsgaben und Porträts Frankfurter Dichter, so von Graud und Heinrich von Kleist. Ein reiches Sammlung ist im sogenannten „Jünglingszimmer“ vereinigt: reizvolle Sammlungen der verschiedenen Innungen, reich getriebene sibirische Schäfer, prächtige Krüge u. v. m.

Akte Maulbeerbaum. am häufigsten noch auf den Kirchhöfen mancher Ortschaften unserer Heimat anzutreffen, geben Zeugnis von einer Blüthälfte unserer Vorläufen, die noch vor ca. 50 Jahren bestand und welche neben der Bienenzucht manches Ständchen damals eine sehr willkommene Einnahmequelle bot; es war die Seidenraupenzucht. Eine Aufzeichnung aus dieser Zeit sagt über die Reifezeit des Maulbeerbaumes und der Kultur des Maulbeerbaumes folgendes: Aus 7 Ortschaften im Kreise Aegernünde wurden 1864 noch 3665 Weizen Cocons und 170 Pfund Seide, 1868 dagegen nur 1414 Weizen Cocons und 113 Pfund Seide auf den Markt gebracht. Die gezählten Preise pro Weizen Cocons schwanken zwischen 25 Gr. und 1 Taler 5 Gr., für das Pfund Seide zwischen 18 bis 24 Gr. geraebt. Als Maulbeerbaum waren im Kreise vorhanden: 9500 Sämlinge, 2032 vertriebene Sämlinge, 2613 Staudämme und 651 ältere Bäume, davon waren 14 274 Bäume und Sämlinge im Privatbesitz, 612 mehr ältere Bäume im Besitz von Gemeinden und Einzelpersonen.

Das Dich das Mäuschen heißt. Als eine tonnige Verwirrung hört man häufig diesen Lausbursch und wundern sich, daß gerade die Lausbursche Mäuse, die doch mit Bärtchen einen unglaublichen Schreck einjagen, in diesem Maße fürchtbar sind. Geht man aber der Geschichte dieses Ausdrucks nach, so findet man, daß sich hinter „Mäuschen“ ein sehr viel schlimmeres Ding verbirgt, nämlich der Ausfall im Mittelalter die „Miefslucht“, oder „Mief“. Daß sich die „Mief“ war ein schwerer Durchgang in längst vergangenen Jahrhunderten einer gegen den anderen schleuderte, und es ist dabei wie bei dem heut noch beliebten „Doch dich das Kränt“ ein „hole“ zu ergänzen. Nicht nur eine beliebige Krankheit, sondern die grausigste von allen, den Ausfall, wünschte man dem Feinde auf den Leib. Aus dem langen, mitteldeutschen in „Mief“ ist ein „Mief“ geworden, und vom „Mief“ war der Weg nicht weit zu Mäuschen, das man dann, das Mäuschenfortschritt, mit beiden zusammenbrachte. Wohl keiner, der heute sagt, „dab dich das Mäuschen“ abt, welch eine grausige Bedeutung diese Redensart ursprünglich besaß.

Heimat.

Von Johannes Heinrich Bräsch - Duisburg.

Fragt den Schiffer am Strom:
Wie heißt dieses Land?

Arbeit wird es genannt.

Räufe um Bassen wie Gangen getragen, Krangenfahrb, Kettenfahrb, Leiber an Steuer und Segel geschmäht — Arbeit, Arbeit heißt dieses Land.

Fragt beruhig Gelehrter in Hallen, wo Hämmer aus glühender Eisen fallen, wo Mensch mit Eisen und Eisen ringen, wo Brezen rösen und Bended schwingen, fragt: wie heißt dieses Land?

Arbeit wird es genannt.

Fragt die Toten:
Wie heißt dieses Land?

Alle, die wir in Reihen ruhn,
halten zu jagen, halten zu tun,
Sähen im Kreise um Sähen gehabt,
viel hat Arbeit in Arbeit erschlagen,
viele wurden aus Schäften getragen,
zerbrochen die Brust und der Schädel zerdrückt,
Leber, ob reichen, ob armen Gewands,
war Kreutz der Erde, Knappe des Landes.

Fragt die Toten:
Wie heißt dieses Land?

Arbeit, Arbeit wird es genannt!

Heimatbüchertisch.

Sonne Heide am dämmern Moor, ein Heimatbuch von Eric Salsta. Der Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla bat in einem schmucken Geschenkbände ein Buch herausgebracht, das die Begeisterung aller Heimatfreunde verbreit. Der Verfasser, der als Jugendbericht auf dem Lande wirkte, bat in seinem Bericht eine Reihe von Geschichten gesammelt, die in seinem Dorfe unter ihresgleichen leben und deren Eigenheiten nur ein Dichterunge gewohnt wird. Aus der ersten der schönen Geschichten „Schulen“ Friedrich und sein Marienten“ flingt uns sogar eine ländliche Sprache entgegen. Die Erzählungen von Böhmern und Bauern enthalten lebenswähre Begebenheiten, denen der Verfasser eine dichterische Form gegeben hat. Was uns diese Geschichten noch besonders wertvoll macht, ist, daß die Handlung an der neu-märkisch-pommerischen Grenze spielt. So wird das Heimatbuch auch hier viele Freunde finden.

Schriftleitung: Paul Dahm.